Nr. 421. 40. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Sonnabend, 19. August 1911

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die notleidende Landwirtschaft.

Als die Großgrundbesitzer das klagende Wort von der notleidenden Landwirtschaft in die politische Diskussion warfen, da wurde es einst nur humoristisch genommen. In diesem Jahre hat aber die bedrängte Hitze einerseits und die verheerende Maul- und Klauenseuche andererseits in vielen Strichen des deutschen Vaterlandes Zustände geschaffen, daß man sehr wohl von einer notleidenden Landwirtschaft sprechen kann, oder — wenn sich die Verhältnisse nicht plötzlich in günstigem Sinne umgestalten — bald davon wird reden können.

Die Wechselbeziehungen zwischen Stadt und Land, zwischen Industrie und Landwirtschaft bringen es mit sich, daß von der Not des einen Standes auch der andere in Mitleidenschaft gezogen wird, und so lauert infolge der ländlichen Nöte für die städtische und industrielle Bevölkerung das Gespenst einer Fleischteuerung im Hintergrunde, die schlimmer zu werden droht als ihre Vorgängerinnen. Wenn darum jetzt eine Hilfsaktion zugunsten der Landwirtschaft einsetzt, so darf erwartet werden, daß diese von den Behörden nur unter dem Gesichtspunkt des Allgemeinwohls eingeleitet wird. Die Hilfe für die Landwirtschaft ist das Nächste, was zu geschehen hat. Das haben auch die Liberalen anerkannt, ja sie sind diejenigen gewesen, die in den einzelnen Bundesstaaten die unmittelbare Anregung zu Notstandsaktionen gegeben haben. In Bayern waren es Angehörige der liberalen Kammerfraktion, in Weimar die fortschrittlichen Abgeordneten, und für Meiningen hat sich der volksparteiliche Reichstagsabgeordnete Dr. Müller-Meiningen im Interesse seiner ländlichen Wähler beim Ministerium verwandt. Das liberale Vorgehen ist auch im einzelnen von Erfolg begleitet gewesen, begrüßenswert aber ist, daß die größten Bundesstaaten Preußen und Bayern zunächst einmal mit der Herabsetzung der Frachttarifsätze die Hälfte einen größeren Schritt vorwärts getan haben. Man darf erwarten, daß sie auch dann, wenn sich die Not von den Konsumenten nicht abwenden läßt, die gleiche Hilfsbereitschaft zeigen werden. Das ist ja das, was wir beklagen: die Konsumenteninteressen sind den herrschenden Gewalten meist Hekuba. Der Städter und der liberalgesinnte Bürger gönnt der Landwirtschaft von Herzen die staatliche Fürsorge, wenn höhere Gewalten ihr Wunden schlugen. Aber er möchte nicht als Stiefkind behandelt werden und beansprucht mit Recht das gleiche Verständnis für seine Nöte. Darum muß bei Bekämpfung des gegenwärtigen Notstandes ausschließlich der höhere Gesichtspunkt vorwalten: wie kann der ländlichen Not gesteuert und gleichzeitig den Gefahren für die städtische und industrielle Bevölkerung begegnet werden?

Der preußische Landwirtschaftsminister hat in seinem Rundschreiben an die Landwirtschaftskammern noch andere Hilfswege angedeutet, als die Herabsetzung der Frachttarife. Er wies auf die Möglichkeit des Heubezuges aus Steiermark hin. Bezeichnenderweise erheben die großagrarischen Organe Bedenken gegen dieses Hilfsmittel. Wie immer in solchen Fällen schützen sie sanitäre Bedenken vor. Dabei ist gegenwärtig Steiermark so gut wie unverseucht, während im Inlande Seuchen herrschen, es aber den Agrariern nicht bekommt, den Binnenverkehr von Futtermitteln, der sich oft als Verkauf des Großgrundbesitzers an den Bauern darstellt, bedenklich zu finden. Diese großagrarische Haltung beweist eben deutlich, daß sich die Herren die Hilfsaktion nur als eine solche wünschen, die dem Großbesitze in erster Linie nützt. Dagegen muß aber sofort Einspruch erhoben werden. Das wirksamste Mittel zur Steuerung der bäuerlichen Not ist der Bezug von Futtermitteln aus dem Auslande. Daß das unter größter sanitärer Vorsicht geschehen muß, bedarf nur für böswillige Agrarier einer besonderen Versicherung. Freilich ist es auch mit dem Bezug von Futtermitteln aus dem Ausland nicht getan. Durch Futtermittelzölle sind eine ganze Reihe wichtiger Futtermittel verteuert. Die „Deutsche Tageszeitung", die sich in solchen Fällen in die Toga des Weisen wirft, erklärt zwar, daß die meisten Futtermittel zollfrei seien. Aber auf der wichtigen Futtergerste ruhen 16 Mark Zoll pro Tonne und auf dem Mais sogar 30 Mark. Eine Suspendierung des Maiszolles hat darum das bayerische Landwirtschaftsministerium auch schon in Erwägung gezogen, während Herr v. Schorlemer als Mann des besseren Teiles der Tapferkeit erst einmal abzuwarten scheint, wie seine geliebten Agrarier diesen Vorschlag aufnehmen werden. Mais ist gewiß kein ideales Futtermittel, aber geschrotet und mit anderen Futtermitteln vermischt, wird er gerade für den kleineren Viehzüchter zu einem wichtigen Notbehelf.

Herr v. Schorlemer erhofft in seinem Rundschreiben noch einen günstigen Umschwung in der Kartoffelernte. Aber der kleinere Besitzer wird bei guten Preisen die geernteten Kartoffeln auch lieber verkaufen als verfüttern. Ihm ist darum besser gedient, wenn man ihm fremdländische Futtermittel billig zugänglich macht. Herr v. Schorlemer sollte hier nur mehr auf die Viehzüchter als auf die Großagrarier hören. Die beiden Gruppen sind wirklich nicht identisch. Es gibt gewiß Großbetriebe, die Musterviehwirtschaften haben. Das sind aber Ausnahmen. In der Regel baut der Großgrundbesitzer Korn und der Bauer ist Viehzüchter. Diese statistisch feststehende Tatsache vermag auch die „Deutsche Tageszeitung" nicht zu bestreiten. Sie „benutzt deshalb die Statistik als Dirne" und rechnet heraus, daß die Bauern unter 100 Hektar das meiste Korn verkaufen. Sie vergißt aber anzugeben, wie viele Bauern an diesem Verkaufe partizipieren, und daß gegenüber dem Verkauf von Vieh und Viehprodukten im Verhältnis das bäuerliche Interesse am Getreideverkauf nur ein untergeordnetes ist. Ebenso schematisch ist ihre Behauptung, daß der Großgrundbesitz der Hauptkäufer an Futtermitteln sei. Das bezieht sich hauptsächlich auf Hafer, aber dieser Zukauf wird sehr stark paralysiert durch den Futtermittelverkauf, den der Großgrundbesitzer von den Abfällen seiner Brennerei und den Erzeugnissen seiner Halmfrucht betreibt.

Wenn gegenwärtig viele Futtermittel zollfrei sind, so ist es auch wahrhaftig nicht das Verdienst des Bundes der Landwirte. War es dieser doch, der auf den Doppelzentner Futtergerste 7,50 Mark Zoll forderte, auf Mais 5 Mark, auf Futterbohnen, Lupinen und Wicken ebenfalls 5 Mark, 2 Mark auf getrocknete Futterrüben, ebensoviel auf Kleie, auf Oelkuchen 1—2 Mark usw. Man kann getrost sagen, daß wir gegenwärtig vor einer nationalen Katastrophe ständen, wenn seinerzeit die bündlerischen Zollforderungen in bezug auf die Futtermittelenfuhr durchgegangen wären, und den Hauptschaden hätte die viehzüchtende Landwirtschaft. Daran ändert auch nichts das Vorlegenheitsgestammel bündlerischer Agitatoren, daß diese Zölle nur als Kompensationszölle gedacht gewesen seien.

Verschärft wird die inländische Not auch durch die Einfuhrscheine. Von der Notwendigkeit ihrer Reform sagt der preußische Landwirtschaftsminister ebenfalls nichts, obwohl selbst ein Großgrundbesitzer in der „Kreuzzeitung" den Gedanken eines Ausfuhrverbotes für Getreide und Kartoffeln erwogen hat. Noch mehr hütet sich natürlich Herr v. Schorlemer, das peinliche Kapitel der Vieheinfuhr zu streifen. So sehr man jetzt das Entgegenkommen an die Landwirte billigen kann, so wird man doch fordern müssen, daß eine vermehrte Einfuhr von Schlachtvieh dann gestattet werden muß, wenn sich trotz allem eine Fleischnot nicht abwenden läßt. Diese Einfuhrerlaubnis müßte natürlich unter Umständen auch auf Nutzvieh ausgedehnt werden, um den Landwirten billig eine Komplettierung ihres Viehstandes zu ermöglichen; denn auch die Frage der Grenzsperre bildet keinen so erheblichen Interessengegensatz zwischen Stadt und Land, als die agrarischen Organe gern glauben machen möchten. Eine verständnisvolle Rücksichtnahme auf die beiderseitigen Interessen könnte sehr wohl zur Versöhnung von Stadt und Land führen — wenn das auch den Agrariern aus parteipolitischen Interessen unerwünscht sein mag.

Die Streiknot in England.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

β **London**, 19. August.

In der Lage des Streiks, wie wir sie gestern abend geschildert haben, hat sich im ganzen nichts geändert. In Nordengland und in Südwales hat die Aufforderung, die Arbeit niederzulegen, den schnellsten und unmittelbarsten Gehorsam gefunden. In den Midlands ist die Lage weniger schlimm, doch immerhin schlimm genug, im Güter- und Passagierverkehr wird nur noch ein halber Dienst aufrechterhalten. In London und in den Vorstädten ist die Situation etwas ernster geworden. Der Dienst auf der Distrikt- und der Metropolitanbahn ist ziemlich desorganisiert, wenn auch nicht gänzlich gestört. Statt in Zwischenräumen von fünf Minuten verkehren die Züge etwa alle 15 bis 30 Minuten, aber mit vollständigem Personal. Die Verkehrszentren, wichtige Knotenpunkte, Tunnels, kurz, alle Punkte, wo Gefahren für das Publikum durch Verbrecherhände eintreten könnten, sind nunmehr militärisch besetzt, ebenso alle Plätze, wo es gilt, aufgestapelte Nahrungsmittel zu schützen oder zu verteilen. Das höchste Gaudium erregt bei den Londonern die Morgentoilette der Truppen auf den Bahnhöfen, wobei ihnen die vergeblich auf Passagiere wartenden Droschkenkutscher und Taxicabchauffeure freundliche Ratschläge erteilen. Sonst liegt nicht viel Humor in der Situation. Der Mangel an Milch, die ausschließlich aus der Umgegend Londons kommt, und die bei der Hitze Herumlagern oder auch nur verzögerten Transport nicht vertragen kann, wird den Streik beim Publikum nicht sympathischer machen; von den üblen Folgen der Milchnot dürften obendrein gerade die Arbeiterkinder am meisten getroffen werden. Die Verhütung und Beseitigung solcher Uebelstände ist natürlich das bestimmende Moment für die Haltung der Regierung, die sich von jeder Parteinahme in dem Gewerbestreit fernhält. Die Regierung hat eine schwierige Stellung: die Bahnen sind Privatbahnen, und sie kann deshalb ein letztes Wort in der Angelegenheit nicht sprechen. Solange der gegenwärtige Zustand besteht, tragen die Bahnverwaltungen die Verantwortlichkeit, nicht die Regierung. Zu einer Aenderung der Gesetzgebung dürfte dieser Streik in nicht allzu fern liegender Zeit Anlaß geben. Augenblicklich muß es bei dem Schutz des öffentlichen Interesses seitens der Regierung sein Bewenden haben. Dieser

Bummel im Eismeer.

Von [Nachdruck verboten.]

Paul Schüler.

Verschiedene Leute behaupteten plötzlich, sie hätten sich den Magen verdorben. Was mich betrifft, so lag ich eingewickelt auf Deck und kämpfte mit einem Räucherhering. Er hatte mich so freundlich angesehen, als ihn der Steward brachte. Aber jetzt hatte ich ihn im Magen. Gutwillig wich er keinen Finger breit. Auf See ist so etwas recht peinlich. Die Leute glauben nicht an den Hering. Und nachher heißt es immer, man wäre seekrank gewesen. Die Schiffskapelle spielte: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus". Eine Zeitlang stellte sich mein Räucherhering taub. Aber als die Melodie zum drittenmal wiederkehrte, da konnte er nicht länger widerstehen und zog wirklich „zum Städtle hinaus".

Wir waren nicht die einzigen da oben. Eine französische Jacht fuhr an der Packeisgrenze spazieren. Dann stieß noch der Herzog von Altenburg zu uns mit seiner „Senta", einer Art von Seelenverkäufer, mit dem ich mich nicht auf den Wannsee trauen würde. Bei glatter See geht's ja. Aber wehe, wenn sie losgelassen. Dann möchte ich nicht auf der „Senta" sitzen. Der Räucherhering würde kein Ende nehmen. Außerdem lagen da noch zwischen dem Eise mehrere Segelboote, die Robben fingen. Kurz, wir waren genug, um auf dem achtzigsten Breitengrade eine kleine Regatta veranstalten zu können. Mit dem Gefühl einsamer Größe war es jedenfalls vorbei. So ein Gefühl läßt sich ja überhaupt schon schwer genug herstellen auf einem Schiff, das hundertsechzig Personen beherbergt und in die Ruhe des ewigen Eises die ewige Unruhe der Zivilisation hineinträgt.

Die Reddai war mit Eis verstopft, und man mußte mit der Möglichkeit rechnen, bei längerem Verweilen eingeschlossen zu werden. Verreisen ist eine schöne Sache: ver—eisen ist weniger angenehm. Der „Große Kurfürst" zog es daher vor, sich rückwärts zu konzentrieren und nach der Magdalenenbai zu steuern.

Alle Leute, die gern noch vor Torresschluß ein paar Gletschertouren machen wollen, können gar nichts Besseres tun, als nach der Magdalenenbai zu fahren. Du brauchst nur auszusteigen und sofort befindest du dich auf einem jener endlosen und sozusagen asphaltierten Gletscher, die in dieser stillen und beschaulichen Bucht eine Art Kongreß abzuhalten scheinen. Wir haben eine ganze Reihe unternehmender Greise an Bord. Einer von unseren Sachsen pflegt sie — respektlos genug — „Polargreise" zu nennen, womit er aber, da er den Greis wie Kreis ausspricht, eine heillose Verwirrung anrichtet.

Der älteste von ihnen ist achtzig Jahre alt, gibt also unserem Breitengrade nichts nach. Kinder und Enkel umspielen seine Knie. Und so steht denn zu hoffen, daß in absehbarer Zeit Mütter und Säuglinge die Polarfahrt machen werden, um auf Spitzbergen Sommeraufenthalt zu nehmen. Der Birgohafen wäre für diesen Zweck besonders zu empfehlen. Die Hütte von Andree enthält verschiedene Schlafgelegenheiten. Und wem es in der Ballonhalle von Wellmann zu kühl sein sollte, der kann sich in dem komfortablen Hause, das sich der Ehrenmann neben Andrees Bude errichtet hat, an den zurückgelassenen Konserven gütlich tun. Es ist das einzige, was auf Birgohafen wächst.

An jungen Mädchen fehlt's im Revier. Was wohl damit zusammenhängt, daß in diesen Breiten die Verlobungschancen zu geringfügig sind. Denn mit den Gefühlen ist es hier wie mit den Pflanzen. Nur mit Mühe ringen sie sich durch das Moos, und auch dann noch halten sie sich in den bescheidensten Grenzen. Mitternachtssonne ist nicht das richtige für Liebesleute. Mondschein ist viel romantischer und bietet ganz andere Entwickelungsmöglichkeiten. Wer sein Kind lieb hat, der läßt es also besser im Mittelmeer spazieren fahren. Oder er muß schon nachhelfen wie einer von unseren Polargreisen, den ich auf dem achtzigsten Breitengrade seine Tochter mit folgenden Worten anpreisen hörte: „Zu Hause müßten Sie sie erst sehen, Herr Doktor. Ein Temperament hat das Mädel, ich sage Ihnen, ein Temperament!" Wer so tüchtig ist, der kann auch am Nordpol Schwiegervater werden.

Kaum ist man ausgebootet, so beginnt ein fieberhaftes Arbeiten. Die Maler malen, die Photographen knipsen, die Jäger jagen und die Kratzer kratzen. Die Greise aber ergießen sich in hellen Scharen über den Gletscher. Allen voran der Achtzigjährige, so daß einer, der eben erst die siebzig überschritten hat, mißbilligend bemerkt: „Es ist doch unerhört von dem alten Mann. Wenn man so alt ist wie der, dann sollte man doch keine Gletscher mehr besteigen."

Maler und Photographen sind harmlose Leute. Wenn sie schon mal einen treffen, dann tut's nicht weh. Anders die Jäger, die knallen unentwegt drauflos und machen die Gegend unsicher. Das ist ein Lärm, wie man ihn sonst nur auf Schützenfesten zu hören bekommt. Aber aller Bemühungen ungeachtet wollte es ihnen doch nicht gelingen, einen von den Passagieren zur Strecke zu bringen. Mehr Glück hatten sie schon mit einem Blaufuchs. Es war ein junger, und er konnte noch nicht recht laufen. Auch ein paar Möwenei erlegten sie, nachdem sie die brütende Mutter hinweggeknallt hatten. Ferner das ausgebleichene Geweih eines vor Jahrzehnten verendeten Renntiers.

Beinahe hätten sie auch einen lebendigen Seehund geschossen. Mußte das neugierige Tier auch gerade den Kopf aus dem Wasser stecken! Nun gingen natürlich die Flinten los: einmal, zweimal, dreimal. Immer, wenn der Kopf aus dem Wasser kam, wurde eine Salve gefeuert. Beim achten Mal wollte es der Zufall, daß ihn eine Kugel in die Schwanzflosse traf. Da wurde ihm die Sache zu dumm, und er schwamm davon.

Dagegen gelang es ihnen, eine noch nicht flügge gewordene Eiderente zu fangen. Schließlich erbeuteten sie — außer einer Anzahl Konservenbüchsen mit Rostbeaf und bayerischem Kraut, mehreren Säcken rostiger Nägel, einem toten Hund und einem vor Kälte geplatzten Pantoffel — Herrn Wellmanns Badewanne, in der nunmehr die erwähnte Eiderente lustig herumschwimmt. Es war ein Anblick wie im dritten Akt von „Carmen", als unsere Schmuggler auf steilen Felsenpfade ihren Raub in Sicherheit brachten. Das Klosett ließen sie stehen. Wohl aber benachtigten sie sich eines langen Leitseils, das sie auf der Amsterdaminsel fanden und als Reliquie mit an Bord nahmen. Es rührt von Wellmanns Ballon her, der gerade so weit flog, daß er in zehn Minuten wieder in seine Sommervilla zurückgeholt werden und seine Orgien fortsetzen konnte. Eine Menge leerer Flaschen zeugt von verflossenem Sekt, und allenthalben liegt so viel Kram herum, daß eine Kolonne Lumpensammler reichlich Arbeit finden würde. Aber sie müßte sich schon ein wenig sputen.

Ich hätte nie gedacht, daß man vor Spitzbergen Sachen mit nach Hause nehmen kann. Leider schlug der Versuch, uns mit einigen Exportartikeln zu revanchieren, völlig fehl. Die Bazillen, die wir mitbrachten, gingen in der feinsteinen Luft elend zugrunde, und der Klatsch, der an Bord in hundert und aberhundert Exemplaren blühte, fühlte sich deplaciert auf der menschenleeren Tundra und wollte sich nicht halten zwischen den zarten Blumen der Arktis, die in rührender Selbstbescheidung der Mitternachtssonne entgegenblühen.

Mit der Mitternachtssonne ist es eine eigene Sache. Einer unserer Nörgler behauptete schlankweg, es gebe überhaupt keine richtige Mitternachtssonne. Und so eine wie diese sehe man bei uns zu Hause noch alle Tage. Mit einem Wort, die ganze Mitternachtssonne sei Mumpitz. Ich will nicht so weit gehen wie unser Nörgler. Aber das muß ich sagen: so eine schöne rote Blutorangensonne mit Feuerzauber und sowieter habe ich bisher nur einmal gesehen. Und das war in Berlin auf dem Prospekt für eine Nordlandreise.

Auch mit den Eisbären konnten wir uns nicht befreunden. Denn es waren nirgends welche zu sehen. Sie fürchteten wohl die Konkurrenz. Denn wir hatten einen Pelzhändler an Bord, der ein ganzes Warenlager bei sich hatte. Zum Glück für unsere Jäger. Da sie keine Eisbären erlegen konnten, so erstanden sie welche, um sie ihren Lieben daheim aufzubinden. Und so viel weiß ich: wenn ich erst wieder